

52. Jahrgang

CAUX Information

5-7/00

Mai-Juli

Zweimonatszeitschrift, herausgegeben
von der Moralischen Aufrüstung

Stationen
auf

dem Weg
der Veränderung

In dieser Ausgabe

REISE DER HEILUNG

Australischer Politiker engagiert sich für ethnische Gerechtigkeit 3

AFRIKA-PODIUM IN LUZERN:

Vertrauen und Verantwortung globalisieren

Einleitende Worte von Cornelio Sommaruga 4
Somalia: Als Diplomat in 6-jähriger Einzelhaft 5
Äthiopien/Eritrea: Beharrliche Friedensarbeit 6
Basisarbeit zum Aufbau von Demokratie 7
Schlussvotum des Stadtpräsidenten 7

NACH DEM BÜRGERKRIEG IM LIBANON

Offener Brief eines ehemaligen Kämpfers 8
Geisel und Bewacher im Dialog 9

ZUM NACHDENKEN

Der französische Jesuit Bruno Saintôt über gegenseitiges Begleiten auf dem Weg der Veränderung 10-11

IN KÜRZE

Stutterheim, Südafrika: Lernbegierige Gäste 12
Ostern – ganz persönlich 12
Kambodscha: Zweites Forum für nationale Versöhnung 13
Israel: Nachlese zum Papstbesuch 13
Moskau: vier Buchpremierer 16
Uganda als Treffpunkt für Afrika 16
April – Monat der Erinnerung in Ruanda 16
Afrikas Rolle im Sklavenhandel 16

PERSÖNLICH

Die Kraft der Vergebung von Hélène Guisan-Démétriades 14-15

Liebe Leserin, lieber Leser

Die Schweizer Autorin, welche die Entwicklung ihrer Ehe mit entwaffnender Offenheit beschreibt – die Besucher aus dem Horn von Afrika, die sich

für die Befriedung ihrer Region einsetzen – der katholische Priester in Geiselhaft, der sich mit seinem muslimischen Bewacher unterhält – der australische Politiker, der sich für Wiedergutmachung gegenüber der Aborigines-Bevölkerung einsetzt, sie alle haben etwas gemeinsam: Sie sind auf dem Weg der Veränderung.

In diesen Beiträgen lassen sich eine Art Momentaufnahmen einiger «Stationen» auf ihrem Weg der Veränderung erkennen.

Die Überlegung: «Warum diese Veränderung? – Rasten ist doch besser als Hasten!» scheint hier vorerst naheliegend. Beim eingehenden Betrachten von Entwicklungen müssen wir jedoch feststellen, dass Unverdautes, Hängengebliebenes leider fast immer zu den Auslösern von neuem Unheil gehört.

Auch den Kurzbeiträgen gegen Schluss der Ausgabe ist in ihrer Vielfalt eines gemeinsam: wie sich vor einiger Zeit begonnene Initiativen für Veränderung weiterentwickelt haben – wie es auf dem Weg der Beteiligten weiterging.

Auch besonders ereignisreiche Lebensjahre können zu wichtigen Stationen werden, sogar für Orte der Begegnung wie Caux. Dem beigelegten Jahresbericht 1999 der Stiftung entnehmen Sie einiges über das Leben im Konferenzzentrum im Berichtsjahr und über mehrere von dort aus gestartete Initiativen.

Bis zur nächsten Ausgabe der Caux-Information, die wie gewohnt nach den diesjährigen Sommertagungen erscheint, wünschen wir all unsern Lesern einen recht guten Weg durch die kommenden Monate, viel Ausdauer, gute Sicht, hilfreiche Begleiter auf schwierigen Strecken und auch genügend Zeit zum Innehalten und Ausrufen, wo es nötig ist.

Impressum

Redaktion

Marianne Spreng-von Orelli,
Verena Gautschi, Christoph Spreng

Administration und Redaktion

Postfach 4419, CH-6002 Luzern,
Telefon 041-311 22 13, Fax 311 22 14

Bestellungen für Deutschland nimmt entgegen

MRA Bücherdienst, Eggemann,
Obere Goethestrasse 102, D-45964 Gladbeck

Abonnement

Schweiz: Fr. 32.–, Deutschland:
DM 42.–, übrige Länder: sFr. 37.–

Postcheckkonten

Schweiz: 60-27255-8,
CAUX-Information, 6002 Luzern
Deutschland:
2032-751 Postbank Karlsruhe, BLZ 660 100 75,
CAUX-Information, CH-6002 Luzern

Erscheinungsweise

zweimonatlich

Druck

Brunner AG, Verlag · Print · PubliShop*,
6010 Kriens

Fotos

Channer, Guisan, JOH, SDF, Spreng, UNO

Die CAUX-Information

berichtet über Initiativen, die

- ◆ Wunden der Geschichte heilen
- ◆ die moralische und geistige Dimension der Demokratie stärken
- ◆ den Einzelnen und die Familie fördern
- ◆ ethisches Engagement in Beruf und Unternehmen unterstützen
- ◆ Gemeinsinn und Hoffnung in den Städten beleben
- ◆ Verbindungen zwischen Menschen verschiedener Kulturen schaffen

Ihr Redaktionsteam

«Reise der Heilung»

Malcom Fraser, der frühere australische Premier, macht wieder Schlagzeilen. Mit Dr. Lowitja O'Donoghue, einer führenden Aborigine, hat er die Schirmherrschaft über die «Reise der Heilung» inne, eine Bürgerinitiative, die allen Australiern Gelegenheit bietet, zur Heilung des Schadens früherer tragischer Massnahmen gegenüber den australischen Ureinwohnern beizutragen. Besonders geht es um jene Politik, nach der man die Aborigines-Kinder ihren Familien entriss damit sie von der europäischstämmigen Gesellschaft völlig assimiliert würden.

Am 4. Mai stellten Fraser und O'Donoghue die *Reise der Heilung* an einer Pressekonferenz in Melbourne den Medien vor: «Was uns Nicht-Ureinwohnern besonders schwerfällt, ist, anzunehmen, dass vieles von dem, was man uns im Geschichtsunterricht beibrachte, gar nicht geschehen ist (...) In zahlreichen Fällen wurden Aborigines-Kinder mit Begründungen von ihren Familien getrennt, die keineswegs ehrenhaft waren. Dies anzunehmen, schmerzt mich», erklärte Fraser.

«Wir brauchen eine wesentlich stärkere nationale Entschlossenheit, uns den Fehlern der Vergangenheit zu stellen», fuhr er fort. «Und symbolisch gesehen ist wohl das wichtigste Kapitel jenes der *gestohlenen Generationen*. Dabei sind nicht bloss materielle Fragen wie Unterkunft, Arbeit und Erziehung wichtig. Es geht auch um Fragen der Seele und des Geistes. Eine uneingeschränkte Entschuldigung ist hier von grosser Bedeutung.

Eine Entschuldigung bedeutet kein Eingeständnis einer Schuld, sondern die Erkenntnis, dass ein Unrecht geschehen ist und dass wir den Willen und die Absicht haben, etwas in Bezug auf die vielen Menschen zu unternehmen, die infolge dieses Unrechts gelitten haben.» Frasers Haltung in dieser Frage bringt ihn in Konflikt mit dem gegenwärtigen Ministerpräsidenten, John Howard. Obwohl sie derselben Partei angehören, hält ihm Howard erneut entgegen, die gegenwärtige Regierung könne sich nicht für Taten früherer Generationen entschuldigen. Auch die Medien machen sich energisch über dieses Thema her, und die hässlichen Seiten der Geschichte Australiens geraten ins Rampenlicht wie nie zuvor.

Inzwischen gewinnt die *Reise der Heilung* an Dynamik. So wurde sie beispielsweise während 15 Minuten an einem Grossanlass für Versöhnung der Rassen

im Opernhaus von Sydney vorgestellt, an dem die politische Führung und die Aborigines-Völker des ganzen Landes vertreten waren.

Weitere Informationen sind auf der Website www.journeyofhealing.com zu finden, die laufend aktualisiert wird.

John Bond



Das Logo der «Reise der Heilung»

P.S. Die Begegnungen in Caux haben bei der Entwicklung dieser Initiative eine zentrale Rolle gespielt. Eine Aborigine-Teilnehmerin entwarf das Konzept der *Reise der Heilung* nach ihrer Rückkehr von der Sommerkonferenz 1998; eine ihrer Kolleginnen entwickelte die Idee weiter, nachdem sie ihrerseits an einer Tagung in Caux teilgenommen hatte.

J.B.

Vertrauen und Verantwortung globalisieren...

Im Rahmen der vertrauensbildenden Initiative «Agenda der Versöhnung» nahmen auf Einladung der Stiftung für Moralische Aufrüstung am 5. Mai 2000 drei erfahrene Friedensaktivisten aus dem Horn von Afrika an einem Podiumsgespräch im Verkehrshaus der Schweiz in Luzern teil.



Die Podiumsteilnehmer (von links:) Ato Mammo Wudneh aus Äthiopien, Jusuf Al Azhari aus Somalia, Fessaha Fre Weri aus Eritrea

Der Präsident des Stiftungsrates, Cornelio Sommaruga, dankte den Luzerner Behörden und allen Luzernern einleitend «für die Gastfreundschaft, die Sie unserer Stiftung gewähren. Dies ist auch der Grund, warum die Stiftung Wert darauf legt, mindestens einmal im Jahr auch hier im Kanton Luzern in Erscheinung zu treten, um unsere Zielsetzungen in Erinnerung zu rufen. In der Tat ermuntern wir von der Moralischen Aufrüstung die Menschen dazu, in der Stille und im Hor-

chen einen Weg zu suchen, um ihre gesellschaftliche Verantwortung zu gestalten. Aus dem Mountain House in Caux, welches der Stiftung gehört, versuchen wir, in echtem Gemeinschaftsleben Werte wie Reinheit, Ehrlichkeit, Uneigennützigkeit, Gottes Führung für das persönliche und öffentliche Leben zu kommunizieren. Unsere Ziele bleiben: Wunden der Geschichte zu heilen; die ethische Dimension der Demokratie zu stärken; die Einzelverantwortung – wie auch die Rolle der

Familie – zu fördern; moralische Grundsätze im Berufsleben zu unterstützen; Verbindungen zwischen Menschen verschiedener Kulturen und Konfessionen zu schaffen – kurz, uns für eine Reihe von Initiativen einzusetzen, um einen Beitrag zur Veränderung zu leisten. Ja, wir möchten tatsächlich etwas in Bewegung bringen; wir setzen uns für Veränderung ein!

In der Epoche der Globalisierung, von Kommunikation, Finanz und Handel und vielem mehr brauchen wir auch eine Globalisierung der Verantwortung. Daher sind ethische Werte ständig gefragt. Nichts, was sich auf unserem Planeten abspielt, darf uns gleichgültig lassen – vor allem nicht das, was man Leiden nennt. Leiden, das uns mit unsern Mitmenschen am engsten verbindet. (...) Der Kampf für die Achtung der Menschenrechte und des humanitären Völkerrechts ist universell und es gibt keinen Platz für kulturellen Relativismus. Auch Leiden bleibt universell und wird überall durch dieselben Schreckenstaten verursacht: Tötung, Folter, Verstümmelung, Vergewaltigung und verschiedene andere Grausamkeiten, die Menschen andern, Frauen und Männern, unter den verschiedensten Vorwänden zufügen. So verbindet uns Leid mit vielen Situationen in der Welt, wo Vertrauen und Verantwortung vonnöten sind, wenn Versöhnung angestrebt wird.»

Sommaruga beschrieb seine Begegnung mit den leidenden Menschen in der Region des Horns von Afrika, das er im Rahmen seiner Tätigkeit mit dem Internationalen Roten Kreuz mehrmals – zuletzt vor weniger als einem Jahr – besucht hatte. Er fuhr weiter: «Wir haben das Vorrecht, heute drei Persönlichkeiten aus dem Horn von Afrika unter uns zu haben, die sich seit Jahren – einer von ihnen seit mehr als dreissig Jahren – im Rahmen des von Caux ausgehenden Netzwerks der Vertrauensbildung in ihrer Region einsetzen. (...) Ich hoffe, dass wir nach Ihren Ausführungen nicht nur besser informiert sein werden über das, was in Ihrer Region geschieht, sondern dass wir heute Abend auch ein Bewusstsein für das, was wirklich not tut, mit hinaustragen können, und ein gewachsenes Verständnis für das ungeheure Leiden, aber auch das Wissen, dass es Hoffnung gibt, dass Lösungen möglich sind – die ganz einfach von Initiativen ausgehen, welche auf ethischen Werten aufgebaut sind.»

Sechs Jahre Einzelhaft und Folter

Wo gegen das Recht verstossen wird, missachtet jeder den anderen. In meinem Land, einem gescheiterten Staat, ist Ungerechtigkeit zu einem Dauerzustand geworden. Ich möchte Ihnen etwas vom geschichtlichen Hintergrund meiner jetzigen Tätigkeit geben: der Versöhnung meines Volkes, damit wir eines Tages aus diesem Sumpf herauskommen.

Ich war einer der jüngsten – und sehr ehrgeizigen – Hochschulabsolventen, als wir die Unabhängigkeit erlangten. Entsprechend glaubte ich, ich sei der Grösste. Ich wollte meine Zukunft selbst in die Hand nehmen, damit auch ja nichts schief ginge.

Das ging so lange gut, bis die Stunde der Abrechnung kam. Der Staatspräsident, mein Schwiegervater, wurde ermordet. Mich holten sie morgens um vier aus dem Bett, von meiner Frau und unsern vier Kindern weg: Sechs Mann von der Militärpolizei kamen, legten mir Handschellen an, verbanden mir die Augen und warfen mich in eine kleine Zelle, 3 auf 4 Meter. Ich war völlig isoliert: es gab nichts zu lesen, niemanden zum Reden, nichts zum Anhören. Sechs Jahre, sieben Monate und vierzehn Tage – täglich Schikane und Folter. Folter, deren Beschreibung manchen von Ihnen die Tränen in die Augen treiben würde.

Während des ersten Jahres war ich anfänglich noch voll Tatkraft, voller Energie. Ich glaubte immer noch, «nicht irgendeiner» zu sein. Wann immer meine Peiniger kamen, kämpfte ich gegen sie, wehrte mich, schlug zurück. Die Spannung und der Hass, die sich Tag um Tag in mir anstauten, trockneten mich völlig aus. Nach einem Jahr wog ich nur noch die Hälfte: 40 Kilo, Haut und Knochen. Ich war aufgewühlt und fürchtete, den Verstand zu verlieren, verrückt zu werden, einen Schlaganfall zu erleiden oder sogar zu sterben.

«Warum bin ich hier?»

Dann, eines Nachts, hilflos, tränenüberströmt, zitternd, kniete ich nieder und wandte mich dem zu, der uns in schweren Zeiten nie im Stich lässt. Und so laut ich konnte, rief ich: «O Gott, o Gott, wenn du da bist – und ich weiss, du bist da: Warum bin ich hier? Womit habe ich das verdient? Was habe ich getan?» Ich war so fest entschlossen, eine Antwort auf meine Fragen zu bekommen, dass ich nicht aufstehen wollte, bis ich eine Antwort hätte. Gegen acht Uhr abends hatte ich mich auf dem nackten Betonboden hingekniet. Erst

morgens gegen vier erhob ich mich. Unbemerkt waren acht Stunden vergangen. Ich spürte keinen Schmerz – so entschlossen war ich, eine Antwort zu bekommen, denn eine andere Hilfe hatte ich nicht.

Ich glaubte, meine innere Stimme sagen zu hören, ich hätte mir die ganze Zeit eingebildet, übernatürliche Kräfte zu besitzen. Ich sei unaufrichtig zu mir und allen um mich herum; ich solle zunächst mir selbst gegenüber ehrlich werden und einsehen, dass ich in Gottes Augen kein besserer Mensch sei als der arme Bettler draussen vor der Tür. Ich solle akzeptieren, dass ich auch nur ein Mensch sei, und all meine Probleme in die Hand des Allmächtigen legen.

Eine kühle, frische Brise schien meinen Körper zu durchströmen, und mir war, als seien der Hass, die Frustration und die Wut weggeblasen, deren Gefangener ich gewesen war.

Ehrliche Bilanz

Dann kam mir eines Nachts, während ich erschöpft, frustriert da lag und schlief, der Gedanke: «Zum Zeitvertreib und um dein Denken neu zu beleben, könntest du mit dir selbst debattieren.» Aber über was? «Du könntest bis in deine Kindertage zurück verfolgen, wo du überall Unrecht getan hast, und all das aufrichtig untersuchen. Hast du Vater und Mutter wehgetan, sie so sehr verletzt, dass sie wünschten, du wärest nicht ihr Sohn? Und wie war es mit deinen Geschwistern, in der Schule und so fort?»

Zu Beginn war dies recht schwierig. Doch ich hielt durch, und es wurde zu einer Lebensart. Aber glauben Sie mir, es gibt für einen Menschen nichts Schlimmeres in der Welt, als sich einen Spiegel vorzuhalten und aufrichtig und sorgfältig hinzuschauen und festzustellen, dass er alle, sich und die anderen, täuschen kann, aber nicht den einen, der alles weiss, Gott den Allmächtigen. Nach einigen Monaten war ich sehr verwirrt. Ich fürchtete mich vor mir selbst, vor dem begangenen Unrecht. Ich konnte nicht schlafen. Fast dauernd war ich in Tränen und meinte durchzudrehen.

Aber Gott ist gnädig. Wieder kam mir ein Gedanke: «In Ordnung, das machst du ganz gut. Warum schaust du jetzt nicht auf dein Leben zurück und betrachtest all das Gute, das du getan hast, einfach als psychologischen Ausgleich?» Ich war froh, diese Idee erhalten zu haben. Also füllte ich die Waagschale; auch wenn das Gute das Böse nicht aufwiegen konnte, fand ich immerhin etwas Frieden.

Einige Monate später kam ein weiterer Gedanke: «Sehr gut, wie du das machst. Warum gehst du nicht einen Schritt weiter und fragst dich, warum du das Gute tatest? Aus Überzeugung, weil du Menschen helfen wolltest, oder in Erwartung einer Gegenleistung?» Glauben Sie mir, es stand weit schlimmer, als ich gedacht hatte. Ich war nie ehrlich gewesen. Was immer ich Gutes getan hatte: es war nur, um Lob und Anerkennung zu ernten.

Entlassen!

Nach sechs Jahren, sieben Monaten und vierzehn Tagen brach das kommunistische Regime zusammen. Die Wirtschaft war am Boden, der Staat konnte die Löhne der Soldaten nicht bezahlen. Es gab eine Meuterei, und auf einmal wurden die Tore geöffnet. Ich trug noch immer dasselbe Hemd, dieselbe Hose wie vor sechs Jahren, allerdings völlig in Lumpen. Früher hatte ich sehr schönes volles Haar wie manche der anwesenden Herren. Was davon übrig geblieben war, erinnerte mehr an Bob Marley, weil ich es nie hatte kämmen können. Ich hatte einen langen Bart, und mit meinen 40 Kilo ähnelte ich mehr einem Gespenst als einem menschlichen Wesen.

Aug in Auge mit dem Erzfeind

«Du hast noch immer ein Körnchen Hass in dir gegen den Mann, der dir das angetan hat. Warum vergibst du ihm nicht?»

Er sass in einem Lehnstuhl und hielt einen Rosenkranz in der Hand; vielleicht bereute er, was er getan hatte. Er schaute mich an und fragte: «Was führt Sie hierher?» Ich antwortete ihm: «Ich bin eigens von Somalia zu Ihnen ins Exil gekommen, um Ihnen zu sagen, bevor Sie sterben oder ich sterbe, dass ich Ihnen im Namen des Herrn vergeben habe, um mein Herz vom Hass gegen Sie zu befreien.» Ich blickte ihm ins Gesicht und sah, wie bewegt er war. Er konnte gar nicht glauben, dass ich die Worte der Versöhnung ausgesprochen hatte. Darauf sah ich Trä-

Über die Kriegsfront hinweg

Es vergeht kaum ein Tag ohne neue Kriegsmeldungen aus dem umkämpften Grenzgebiet zwischen Äthiopien und Eritrea: Luftangriffe, Flüchtlingsströme, Hunger, Umweltschäden... Auf diesem tragischen Hintergrund riefen die Berichte zweier Podiumsteilnehmer, aus denen trotz allem Hoffnung durchschimmerte, gespannte Aufmerksamkeit hervor:

Der Eritreer **Fessaha Fre Weri** lebt in Kanada und koordiniert die dortigen Hilfswerke für Eritrea; **Ato Mammo Wudneh** ist Präsident des Äthiopischen Schriftstellerverbandes. Vor dreissig Jahren waren sie sich in Asmara begegnet, der damaligen Provinz- und heutigen Landeshauptstadt von Eritrea, wo Weri als junger Zollbeamter und Wudneh als Pressereferent arbeiteten. Seitdem hätten sie sich, so Weri, «die Hand gereicht, um jeglicher Art von Tyrannei, Hass und Elend, die unsere beiden Länder bedrohen, die Stirn zu bieten». Während 7 Jah-



Ideen zwischen den Zeilen: Ato Mammo Wudneh

nen über seine Wangen rollen. Als er sich wieder gefasst hatte, sagte er: «Danke, Herr Al Azhari. Sie haben wirklich Mut. Ich glaube, heute Nacht werde ich zum ersten Mal wieder schlafen können, denn nun weiss ich, dass in Somalia immer noch Menschen wie Sie leben.» In jenem Augenblick dankte ich Gott dem Allmächtigen, dass er mir geholfen hatte, das Herz dieses Bösewichts zu berühren, und ich schwor, mein vom Bürgerkrieg gebeuteltes Land niemals im Stich zu lassen.

Jusuf Omar Al Azhari, ehemaliger Botschafter Somalias in den USA und in Westafrika, arbeitet heute vollzeitlich für die nationale Versöhnung seines Landes.

ren habe der Friede die Oberhand behalten; dann seien tragischerweise die Feindseligkeiten wieder eskaliert.

Das Gesicht hinter der Maske

Vor dreissig Jahren hätte er keinen andern Ausweg aus den abscheulichen Ereignissen gesehen, als mit allen Mitteln die Feinde seines Volkes zu bekämpfen: Nach dreimonatiger Abwesenheit war er in sein Dorf zurückgekehrt und hatte dieses bis zur Unkenntlichkeit zerstört und ausgeplündert vorgefunden. Einzig sein Vater und ein anderer Bewohner hatten



Übeltäter bekämpfen – oder das Übel selbst?

überlebt. – «Freunde beteten für mich und versuchten mir zu helfen, meine Verbitterung und meinen Hass zu überwinden. Obwohl mir ihre Worte nicht in den Zusammenhang zu passen schienen, begannen sie doch in meinem Herzen Wurzel zu fassen, und allmählich, nach Monaten, machte die Verbitterung der Vernunft Platz.»

Die erste Herausforderung, sagt Weri, habe darin bestanden, sich mit sich selbst zu versöhnen und sich zu fragen: Will ich die Übeltäter bekämpfen oder das Übel selbst? Dank seiner Freunde habe er das Geheimnis entdeckt, wie er sein eigenes Leben in Ordnung bringen und um das Denken und Fühlen anderer ringen konnte. Als Zöllner habe er zum Beispiel ein korruptes Leben geführt. Indem er seiner Korruption und seiner Verbitterung mutig entgegengetreten sei, «fühlte ich mich verjüngt und geistig fit. Ich begann, die Peiniger als Kranke zu betrachten, die Hilfe brauchten, sah ihre Maske, nach den Worten des Dichters Thomas Hardy, als «bloss eine von vielen Masken, getragen von dem grossen, dahinter liegenden Gesicht.»

Die eben geführten Gespräche mit Staatsfunktionären in Europa (Brüssel, Bonn, Bern) hätten ihn ermutigt, meinte Weri, denn diese hätten sich ihren Anliegen gegenüber sehr offen und unterstützungsfreudig gezeigt.

Versöhnung – die Basis für nachhaltigen Frieden

«Der gestrige Krieg kann sich morgen oder übermorgen wieder ereignen, wenn wir nicht aufpassen», mahnt Weri Weggefährte, Ato Mammo Wudneh. Es ist nicht Theorie, sondern bittere Erfahrung, wenn er fragt: «Was kann getan werden, damit der Konflikt nicht ein drittes, viertes oder fünftes Mal ausbricht?»

Er schilderte, wie er in den siebziger Jahren in Asmara durch einen Engländer (dem er anfänglich misstraute!) mit den Ideen der MRA in Kontakt gekommen sei. Mit Hilfe von Literatur, Filmen und einem Theaterstück hätten er und andere, auch eine Reihe jüngerer Leute, sich daran gemacht, diese Ideen im Land zu verbreiten.

Dann sei es zum Militärcoup gekommen; die MRA sei ins Schussfeld des Regimes geraten; ihr Büro sei geschlossen worden. – Wudneh wurde mehrmals vorgeladen und unter anderem der Zusammenarbeit mit dem US-Sicherheitsdienst bezichtigt. Schlagfertig antwortete er: «Um so besser, wenn der CIA das täte, was wir tun!»

Während der ganzen Diktaturzeit, so Wudneh, habe er weiterhin seine Zeitungsartikel geschrieben und dabei immer irgendwelche Zitate oder Ideen der MRA zwischen die Zeilen geschmuggelt. Schliesslich sei er von der Junta, «die in den 15 Jahren sehr gereift waren», eingeladen worden, um diese Ideen und Grundsätze zu besprechen. Er hätte versucht, sie ihnen zu erklären, und sie hätten deren Wert eingesehen. Leider hätten sie keine Zeit mehr gehabt, sich die Ideen einzuverleiben oder sie in die Praxis umzusetzen, denn kurz darauf sei die Junta gestürzt worden.

Heute liegt ihm sehr am Herzen, «der nächsten Generation eine Chance zu geben, aus unseren Fehlern zu lernen, damit sie diese nicht wiederholen». Auch müssten die Regierenden von der Gewaltanwendung Abstand nehmen und dem Volk das letzte Wort geben. Wudneh glaubt an die Möglichkeit, dass sich die beiden Kriegsparteien davon überzeugen lassen.

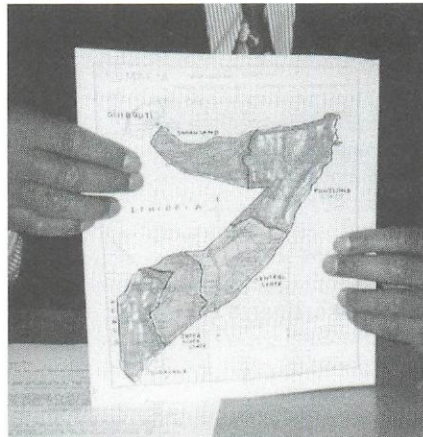
Verena Gautschi

Ohne UNO-Mandat oder Ähnliches

Nachdem sechs Versuche der internationalen Gemeinschaft gescheitert waren, die Kriegsherren zusammenzubringen, sie dazu zu bewegen, eine Regierung zu bilden und sich dann um die Bevölkerung zu kümmern, um so das Land aus der politischen Sackgasse herauszuführen, versuchten wir es auf folgende Art:

Einige Intellektuelle, die im Land geblieben waren, und ich fragten uns: Warum lassen wir nicht die traditionellen Führer, die Ältesten, die Religionsführer, die Frauenverbände wieder aufleben und setzen sie für diese Art Versöhnung und Heilung ein? Also gingen wir erst einmal auf kleiner Ebene in die Dörfer, zu den Menschen, unter Umgehung der Kriegsherren, um die Feinde zusammenzubringen, etwa 60 von jeder Seite, um sie miteinander zu versöhnen.

Einmal hatten wir die zweimal 60 beisammen; es war unser erster Versuch. Die Unterdrücker wollten nicht einlenken. Also bedrängten wir sie und machten ihnen klar, dass ihr Verhalten falsch sei. Sie meinten, wir stellten uns auf die Seite der Opfer. Schliesslich wurden sie wütend und gingen hinaus, um sich zu beraten, wie sie sagten. Fünf Minuten später sahen wir nur noch, dass sie ihre Milizen beauftragt hatten, uns zu erschiessen. Wir waren 21 Älteste; 18 starben auf der Stelle. Nur drei von uns überlebten. Würde ich Ihnen mein Bein mit all den Einschüssen zeigen, dann würden Sie sich voll Grauen abwenden, so hässlich ist es. Eine Kugel



Die Karte von Somalia

steckt immer noch drin, weil sie den Nerv berührte und nicht herausoperiert werden konnte.

Nicht bloss Geld

Nach diesem Erlebnis übten wir keinen Druck mehr aus. Stattdessen unterbrachen wir die Versammlungen häufiger und berieten getrennt mit den Parteien, um Lösungen zu suchen. Ausserdem forderten wir Verfolger und Opfer niemals auf, materiell oder finanziell einen Ausgleich zu schaffen. Auch verurteilten wir sie nie für das, was sie getan hatten. Vielmehr ermutigten wir sie, sich zu demütigen und um Verzeihung zu bitten. Seither endeten 99% unserer Versuche erfolgreich. Vor allem aber war die erreichte Versöhnung von Dauer. Gleich im An-

schluss rufen wir jeweils die Dorfbewohner auf, ihren eigenen Bürgermeister und Gemeinderat zu wählen, dann ihre Polizei und so fort, denn wir waren 35 Jahre unabhängig, und die Infrastruktur ist vorhanden. Als nächstes gehen wir in die Städte und dann auf die regionale Ebene und so weiter.

Mit Hilfe der *Gurti*, wie wir die Menschen an der Basis nennen, ihren Intellektuellen, Frauenverbänden und weiteren Gruppierungen wurden inzwischen in zwei Provinzen lokale Regierungen gebildet, auch wenn die eine angekündigt hat, sie wolle sich abspalten. Doch die beiden Staaten funktionieren jetzt völlig normal und ohne Schwierigkeiten. Sie erheben Steuern und so fort. Was wir jetzt brauchen – und ich habe mit Schweizer Regierungsvertretern darüber gesprochen – ist Hilfe im Bildungswesen, weil ein Junge, der bei Ausbruch des Bürgerkriegs sechsjährig war, jetzt fünfzehn ist und weder lesen noch schreiben kann. Eine ganze Generationginge da verloren.

Weiter brauchen wir Medikamente, Antibiotika gegen heilbare Krankheiten, an denen Menschen in abgelegenen Gebieten sterben. Wir wollen nicht in erster Linie Geld oder einen Haushaltsausgleich. Die Menschen sollen auf eigenen Füüssen stehen und bezahlen. Wir wollen nur, dass das, was die Gesellschaft betrifft, von der internationalen Gemeinschaft entwickelt wird.

Jusuf O. Al Azhari

Schlussvotum des Stadtpräsidenten

Der Stadtpräsident von Luzern, Urs W. Studer, erklärte sich erfreut und glücklich, die Gäste im Namen des Stadtrates und der Regierung des Kantons Luzern willkommen zu heissen. Er dankte ihnen, auch seitens des zahlreich erschienenen Publikums, für ihren Besuch, besonders aber für ihre Voten, und fuhr fort:

Sie haben, meine Herren, allesamt über Vertrauen und Verantwortung gesprochen, und ich denke, der grösste Fehler, den wir alle jetzt begehen könnten, wäre nach Hause zu gehen mit der Überzeugung oder mit der Schlussfolgerung: Also diese Begriffe wie Vertrauen und Verantwortung (und es ist gesagt worden,

diese Begriffe setzten eben auch Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit, Menschlichkeit, gegenseitigen Respekt voraus) – es wäre ein eminenter Fehler, wenn wir sagen würden: Diese Probleme bestehen insbesondere im Horn von Afrika oder auf dem afrikanischen Kontinent, aber nicht hier in unserer alltäglichen Politik, hier auf dem sogenannten alten Kontinent Europa. Sie bestehen auch hier – denken Sie nur südlich, ungefähr zwei Flugstunden von hier, im Balkan. Denken Sie aber auch nördlich, beispielsweise der religiös-ethnische Konflikt in Nordirland.

Mit andern Worten: alles, was heute hier von unsern Gästen ausgeführt wurde, das wollen wir mitnehmen – nicht nur ins Wochenende, sondern ich auch in meiner Aufgabe als Präsident dieser Stadt Luzern. Denn ich denke, nur mit derartigen Zielen,



Urs W. Studer: «Es wäre ein eminenter Fehler...»

mit einer derartigen Ethik vor Augen werden wir bestehen können vor denjenigen, die uns verantwortet sind, aber auch vor jenen, die uns begleiten wollen auf dem gemeinsamen Weg in eine bessere Welt.

Ein mutiger Brief

Am 10. Februar 2000, zehn Jahre nach Beendigung des Bürgerkriegs in Libanon, in dessen Verlauf sich eine «Orgie der Gewalt» zwischen den verfeindeten Milizen der Drusen, Christen und Muslimen entfesselt hatte, veröffentlichte die libanesische Tageszeitung *An Nahar* einen Leserbrief, unterzeichnet von Assaad Shaftari, ehemals zweithöchster Anführer der faschistisch inspirierten Milizen *Forces Libanaises*. Den Anstoss hatte ihm ein kürzliches Fernsehinterview mit einem Mitglied der *Forces Libanaises* gegeben: dieses bezog sich auf die Gewalttaten dieser Miliz, insbesondere beim Massaker an palästinensischen Flüchtlingen in den Lagern von Sabra und Chatila im Jahre 1982.

Zwei Wochen später greift ein Korrespondent des *Boston Globe* in einem Artikel den Brief auf, indem er die Leser über das Klima aufklärt, in dem der Briefschreiber lebt: Das Amnestiegesetz von 1991 sicherte den Folterern Straffreiheit zu (einige sitzen im libanesischen Parlament); der Staat ermutigt zum Schweigen über die Vergangenheit, indem er jede Veröffentlichung untersagt, die auf irgendwelche Verantwortung für die Kriegsverbrechen anspielt; weiter sind da die Leiden der Familien der 17 000 Verschollenen, für die der Krieg noch nicht zu Ende ist.

Mein Verhalten möchte ich nicht als Reaktion verstanden wissen, sondern als eine Handlung, die auf eine andere folgt, als etwas, das ich seit einiger Zeit, das heisst seit über zehn Jahren tun wollte, aber zu dem ich nicht den erforderlichen Mut aufbrachte – aus Furcht, als verrückt oder naiv abgetan zu werden.

Heute möchte ich mich entschuldigen: bei allen Personen, deren Henker ich

möglicherweise war oder die meine Opfer waren – ob sie es wussten oder nicht, ob ich sie gekannt habe oder ob sie mir unbekannt blieben. Ob nun diese Machtmissbräuche persönlich oder durch Stellvertreter geschehen sind.

Ich entschuldige mich für die Hässlichkeit des Krieges und für das, was ich während des Bürgerkrieges getan habe, und dies im Namen von «Libanon», der «Sache» oder des «Christentums».

Ich entschuldige mich dafür, dass ich mich als einzigen Vertreter oder Schirmherrn dieser Begriffe betrachtete.

Ich entschuldige mich, weil ich mich als eine Art Gott ansah, um ganz allein meine häuslichen Angelegenheiten und jene der andern zu regeln, mit welchen Mitteln auch immer, sogar mit Gewalt. Ich entschuldige mich, denn indem ich vermeintlich die Christenheit in Libanon verteidigte, übte ich nie das wahre Christentum aus, das in der Liebe zum Andern besteht – einer Liebe, die keine Gewalt kennt.

Ich entschuldige mich für meinen Fanatismus, dafür, dass ich immer annahm, meine Kameraden und ich hätten stets Recht im Namen einer «Sache».

Ich entschuldige mich für das, was einigen bekannt ist, auch wenn die Mehrheit nichts davon weiss.

Ich entschuldige mich für die Atmosphäre der Abscheu, verursacht durch das, was gesagt wurde, gesagt wird oder gesagt werden wird, in Büchern englischer, französischer oder arabischer Sprache, oder während Fernsehdialogen – sei nun das Berichtete wahr, falsch oder erfunden, bekannt oder unbekannt, vom Waffenstillstandsgesetz abgedeckt oder nicht, oder ob die gesetzliche Frist für eine gerichtliche Verfolgung überschritten ist oder nicht.

Ein Appell

Hier möchte ich auch sagen, dass ich schon vor sehr langer Zeit all jenen vergeben habe, die mir persönlich oder meinen Verwandten und Freunden im Laufe dieses «schmutzigen» Bürgerkrieges geschadet haben.

Einzig dieser Weg wird mich zu einem anderen Menschen machen, der für die Nachkriegszeit bereit ist – die Phase des Bauens, des Wiederaufbaus dessen, was zerstört wurde, und vor allem eine Phase der Wiedergutmachung all dessen, was während der langen Kriegsjahre geschehen ist.

Ich hoffe, meine Haltung werde nicht als Schwäche verstanden, sondern als verantwortliche Haltung. Sie ist nicht verknüpft mit irgendwelchem Entschcheid, den die libanesische Justiz im Namen des Volkes fällen könnte, das ich respektiere und vor dem ich mich verneige.

Das Zerrbild, das uns nach 15 Kriegsjahren geblieben ist, zeigt alle Beteiligten, gleich welcher Zugehörigkeit, als Kriegsverbrecher.

Ich entschuldige mich hier vor diesen «Vornehmen» jeder Gesinnung und Zugehörigkeit, die für eine ganz bestimmte Auffassung ihr Leben aufs Spiel setzten oder sogar hingaben, ob sie nun Recht hatten oder nicht.



Der Mittlere Osten – seit Jahrzehnten von Fehden heimg

Ein unerwartetes Gespräch

Konnte man überhaupt damals wissen, wer im richtigen Lager war? Das Betragen einer schamlosen Minderheit hat die Hässlichkeit auf alle ausgedehnt und alle zu Kriegsverbrechern gemacht.

Ich hoffe, mein Appell werde verstanden als einziger Ausweg, um wirklich und wirksam aus der libanesischen Krise herauszufinden. Dann würden die Seelen von Hass und Rachegefühlen geläutert, und ebenso von den Schmerzen der Vergangenheit. So könnte eine echte Versöhnung mit sich selbst der Versöhnung mit dem Anderen vorausgehen.

Schliesslich ist es meine Hoffnung, dass mein himmlischer Vater mir helfen wird, die Wunden in meiner Seele und in den Seelen der andern zu heilen.

Während Pater Lawrence Jenco in einem Hilfswerk in Libanon arbeitete, wurde er als Geisel genommen. Gegen Ende seiner Haft kam einer seiner Bewacher, ein Mann namens Sajid, der ihn zeitweilig brutal behandelt hatte, und setzte sich zu ihm auf die Matte. Vor kurzem hatte er begonnen, ihn «Abuna» zu nennen – die arabische Bezeichnung für «lieber Vater». Zuerst war er «Jenco» gewesen, dann «Lawrence» und nun «Abuna»; die sich verändernde Stimme zeigte an, dass eine innere Wandlung im Gange war.

Sajid fragte, ob Jenco sich an das erste Halbjahr seiner Haftzeit erinnere. Jenco antwortete: «Ja, Sajid, ich erinnere mich an all den Schmerz und das Leiden, das du meinen Brüdern und mir zufügest.» Darauf fragte Sajid: «Abuni, vergibst du mir?»

Pater Jencos Reaktion:

Diese leisen Worte überwältigten mich. Indem ich mit verbundenen Augen da sass, ohne den Mann sehen zu können, der mein Feind gewesen war, begriff ich, dass ich aufgerufen sei zu vergeben – Gefühle der Rache, der Vergeltung loszulassen und zu vergeben.

Und ich war herausgefordert, ihm bedingungslos zu vergeben. Ich konnte ihm nicht unter dem Vorbehalt vergeben, dass er sein Benehmen änderte oder sich nach meinen Wünschen oder Werten richtete. Ich hatte keine Kontrolle über seine Reaktion. Ich verstand, dass ich Ja sagen musste.

Ich sagte: «Sajid, es gab Zeiten, wo ich dich hasste. Ich war erfüllt von Zorn und Rachsucht über das, was du mir und meinen Brüdern antatest. Aber Jesus sagte auf dem Berg, dass ich dich nicht hassen solle. Ich solle dich lieben. Sajid, ich muss Gott und dich um Vergebung bitten.»

Tagebuchnotiz von Pater Jenco:

Die Szene zwischen Sajid und mir stellte dar, wie zwei verlorene Söhne sich fanden. Sajid bat mich um Verzeihung. Ich bat Sajid und Gott, mir meinen Zorn und Hass zu vergeben, meinen Wunsch, zu strafen und mich zu rächen. Es war ein begnadeter Moment. Zwei Männer, entfremdete Brüder, die sich weit weg in ihrer eigenen Fremde vom Tierfutter der Verbitterung und des Grolls nährten, umarmten sich. Es war ein alles verwandelnder Augenblick des gegenseitigen Vergebens und der Heilung von Wunden. Das Geschenk jener Stunde trug uns von der Entfremdung hin zur Versöhnung und vom Gebrochensein hin zur Ganzheit im Angesicht Gottes.

Leicht gekürzter Auszug aus dem neusten Buch (in englischer Sprache) von Michael Henderson: *Forgiveness – Breaking the Chains of Hate* (Vergebung – die Fesseln des Hasses sprengen)



Einander begleiten auf dem Weg der Veränderung

Die nachfolgenden Überlegungen wurden von *Pater Bruno Saintôt SJ* im vergangenen Dezember als Teil eines Zyklus namens «Leben und Glauben» im MRA-Zentrum in Boulogne (Paris) vorgetragen. Bruno Saintôt ist Direktor des *Centre Laënnec*, einer Stätte der Weiterbildung und Beherbergung für Studierende in Paris. Unser Text ist eine gekürzte Version seines Referats.

Das Thema «Einander begleiten auf dem Weg der Veränderung» mag unbedeutend scheinen. Das Bild der Wanderer ist klassisch, die gemeinsam auf dem Weg des Lebens unterwegs sind und einander bei Ermüdung, Zweifel und Prüfungen unterstützen. Inwiefern ist dieses Thema denn besonders originell und notwendig?

Indem ich verschiedene Glaubenstraditionen kurz anspreche, liegt mir daran, die Aktualität, Stichhaltigkeit und die hohen Ansprüche dieser Frage zu betonen. Dabei verwende ich den Begriff der geistlichen Begleitung – nicht um eine wirklichkeitsfremde Beziehung darzustellen, sondern eine, die nie von unserer Anwesenheit übersättigt ist und stets Raum lässt für jemand anders, für den Anderen, für Gott.

Wir werden insofern Begleiter, als wir uns selbst haben begleiten, führen und unterstützen lassen. Daher betont die Tradition zuerst die Vaterschaft Gottes und jene des geistlichen Vorgesetzten (Lehrers). In der christlichen Überlieferung wird als erstes nicht von geistlicher Begleitung, sondern von geistlicher Führung gesprochen.

Traditionen

In der griechischen Antike begegnet uns in Sokrates eine beeindruckende Gestalt des «geistlichen Lehrers». Er fordert seine Gesprächspartner heraus, ihre Entscheidungen, Motive und Taten sowie ihre vermeintlichen Werte zu hinterfragen. Er lädt sie ein, ihr Denken und ihr Verhalten zu verändern.

Der Sophist Protagoras prahlt, er sei ein «Erzieher der Menschen». Dem jungen Hippokrates empfiehlt er, ihn täglich aufzusuchen, um sich zu verbessern (Protagoras 318a). Wenn die geistliche Lehre sich vor allem im gesprochenen Wort übermitteln lässt, zeigt das Beispiel des Protagoras eine Veränderung durch Osmose zwischen dem Erziehenden, dem Meister, und dem Schüler. Wer jemand anders öffnet, trifft, übernimmt auf die Dauer des-

sen Gedanken, Meinungen und Verhaltensweisen.

Nebst der philosophischen Tradition wird auch in den meisten Religionen eine Art der Einweihung praktiziert, durch die jene Kenntnis erlangt wird, die untrennbar aus Know-how und Lebenskunst besteht: Riten zum Übertritt ins Erwachsenenalter, Lehrgang der Selbsterkenntnis, Einweihung in die Geheimnisse der Beziehung zum Göttlichen, zu Natur und Gesellschaft. Die Meister der traditionellen Religionen, jene des Hinduismus und Buddhismus, die berühmten Rabbiner, Imams und Äbte der abrahamischen Glaubensrichtungen sind alle «geistliche Lehrer», die aufzeigen können, wie miteinander und mit Gott oder dem Göttlichen harmonisch zu leben wäre. Dabei will ich nicht all diese Methoden einander gleichsetzen, sondern die ihnen gemeinsame Struktur aufzeigen. Natürlich ist die geistliche Führung nicht den Männern vorbehalten! Viele Äbtissinnen oder auch bescheidene Frauen hatten diese Rolle im Lauf der Kirchengeschichte inne. (...)

Er geht voraus

Im Ersten Testament zeigt sich Gott als Führer seines Volkes. Beim Auszug aus Ägypten geht er den Israeliten voraus, begleitet sie in der Form einer Wolkensäule (Exodus 14,19), die sie tagsüber vor den Feinden schützt und nachts die Hindernisse auf dem Weg beleuchtet. Gott begnügt sich nicht damit, den Weg zu zeigen; er kommt und wohnt unter seinem Volk.

In den Erzählungen des Ersten Testaments entwickeln sich sehr schöne Meister-Lehrlings-Beziehungen wie zum Beispiel zwischen Mose und Josua oder zwischen Elia und Elischa. Das Übertragen von Erfahrung und dann von Verantwortung bedingt einen Gehorsam gegenüber dem Meister und seinem Gefolge, somit einen direkten Kontakt. Wie kann man also mehr Schüler heranzubilden?

Der Diskurs der Weisen, beispielsweise das Buch der Sprüche Salomos, kann eine grosse Zuhörerschaft erreichen. Jeder Schüler kann die Lehren des Meisters aufnehmen und daraus Gewinn ziehen. Ja, das Wort kann belehren, sogar das Gelesene. Freilich: wer um Rat bittet, will nicht bloss eine Anweisung, sondern sucht eine Gegenwart. Im Buch der Sprüche ist von der Weisheit als Gestalt die Rede, die mit dem Suchenden zusammen sein will; sie ist so begehrt, dass sie als Braut beschrieben wird.

In den Evangelien scheint Christus feierlich als Meister auf, besonders in der Bergpredigt, wo er mit Vollmacht lehrt: «Ihr habt gehört, dass zu den Alten gesagt ist ... Ich aber sage euch (...).» Er beruft sich auf das Bild der göttlichen Vaterschaft, um das Ungleichgewicht zwischen Meister und Lehrling anzudeuten. Aber so, wie die Weisheit im Suchenden Wohnung nimmt, erweist sich Christus als der Meister des Verborgenen. Augustinus (*354 – †430) hat diesen Aspekt vortrefflich entwickelt.

Das Bild der göttlichen Vaterschaft finden wir bei den Wüstenvätern wieder. Der Lehrling gehorcht dem geistlichen Lehrer, um den Willen Gottes erkennen zu können, um sich selbst besser kennen zu lernen und die Fallen der Versuchung und des Eigenwillens zu vermeiden.

Von der Führung zur Begleitung

Wie gelangen wir von der Betonung der Führung zu jener der Begleitung? Beide Aspekte sind bei einer guten geistlichen Lehrperson vorhanden, aber ihre Gewichtung scheint mir bedeutungsvoll.

Die Geistesgeschichte des christlichen Abendlandes lässt erkennen, wie eine Wechselbeziehung zwischen Meister und Lehrling entstehen kann. Franz und Klara von Assisi sind wohl das bekannteste Beispiel. In einer Beziehung, die sich verfeinert hat, wächst die unterwiesene Person und kann sich hie und da erlauben, ihren Lehrmeister zu beraten oder zu ermutigen. Die Beziehung gleicht sich aus und lässt eine Form der gegenseitigen Begleitung zu.

In der katholischen Kirche ersetzt der Begriff der Begleitung zunehmend jenen der Führung, weil damit das gemeinsame Unterwegssein zweier Personen besser beschrieben wird. Auch die gegenseitige Verantwortung wird so besser gewürdigt,



Zwischenhalt beim gemeinsamen Unterwegssein

ohne Verwechslung der Rollen: hier die tiefe Demut des Ratgebenden und dort die mögliche Öffnung für Gegenseitigkeit.

Einander begleiten aus christlicher Sicht

Der gemeinsame Gehorsam gegenüber jenem Gott, der einer von uns sein wollte und der «sich auch nicht scheut, (uns) Geschwister zu nennen» (Hebr. 2,11), scheint mir das theologische Fundament der gegenseitigen Begleitung.

«Ihr alle seid Geschwister.» Dieses in den Gotteshäusern verkündete Wort stellt alle Menschen einander wertmässig gleich, ungeachtet der jeweiligen Funktion, des Berufs- oder Verantwortungsgrades. Es ist Kritik jeglichen Machtgebarens, auch im geistlichen Lehramt. Christus wollte diesen Gefahren vorbeugen: «Ihr aber sollt euch nicht Rabbi nennen lassen; denn nur einer ist euer Meister, ihr alle aber seid Geschwister. Auch sollt ihr niemanden auf Erden euren Vater nennen; denn nur einer ist euer Vater, der im Himmel. Auch sollt ihr euch nicht Lehrer nennen lassen; denn nur einer ist euer Lehrer, Christus. Der Grösste von euch soll euer Diener sein» (Mt 23,8–11).

Gott kann jederzeit dem Geringsten den Auftrag des Lehrens und Unterstützens erteilen.

Gemeinschaft erleben heisst, in Schwachheit nicht allein zu sein. Christus selbst bittet seine Jünger, ihn zu begleiten. Sowohl im Glanz der Verklärung als auch beim Leiden im Garten Gethsemane sucht Jesus die Gegenwart und Unterstützung seiner nächsten Jünger. Er ist nicht nur jener, der den Menschen alles gibt, er ist auch jener, der Gegenwart und Unterstützung erwartet.

In der Begegnung mit den Jüngern auf dem Weg nach Emmaus erweist sich Jesus als vorbildlicher Begleiter. Er passt sich dem Schritt der Wanderer an; er drängt sich nicht auf, zeigt sich jedoch interessiert an ihren Erwartungen, Bedürfnissen, ihrer Angst und Verzweiflung. Er begegnet ihnen in ihrem Leiden und betritt so den Ort ihrer Trauer, die sie zu Gefangenen der Vergangenheit macht. Dann vermittelt er Vertrauen. Er lehrt. Er wird so sehr erwünscht und willkommen geheissen, dass zu ihm gesagt wird: «Bleibe bei uns!» Seine Gegenwart nährt sie, aber er übersättigt die Beziehung nicht. Er zieht sich zurück, damit das neue Leben von anderen weitergegeben wird.

Die 99 Schafe

Der geschichtliche Wandel des Verhältnisses zur Obrigkeit lässt uns besser verstehen, wie sich die Betonung von der Führung auf die Begleitung verlagert hat. Unsere Gesellschaft ist geprägt von einem wachsenden Bewusstsein der Solidarität und der Geschwisterlichkeit – freilich noch nicht immer von deren Praxis! Politischer Ausdruck davon war die Einrichtung demokratischer Institutionen. Auch in den Religionsgemeinschaften haben sich die Hierarchien sehr gewandelt. Im medizinischen Bereich wehren sich die Patienten gegen das paternalistische Verhalten der Ärzte und fordern Informationen, die es ihnen erlauben, mit zu entscheiden. Es gäbe viele weitere Beispiele, und in der Begleitung muss dieser Entwicklung Rechnung getragen werden.

Das Gleichnis vom Hirten Christus, der das verirrtete Lamm sucht und dabei die andern Schafe alleine lässt, betont jene Geschwisterlichkeit. Was tun wohl inzwischen die restlichen 99 Schafe? Beklagen sie sich blökend, der Hirte habe sie allein gelassen? Das Gleichnis sagt nichts darüber. Ich meine, sie kümmern sich umeinander, ohne dass jemals eines von ihnen meint, es selber sei der Hirte!

Südafrika: Voneinander lernen

«Schöpferische Verbindungen herstellen» – so könnte man die über 1000 km lange Studienreise zusammenfassen, welche unlängst drei Vertreter der Lokalbehörden der Bergbaustadt Witbank (Mpumalanga) nach Stutterheim unternahmen. Die Erfahrungen dieser Stadt und Region in der östlichen Kapprovinz (siehe C.I. 1-2/00) sind begehrt. Hier einige Auszüge aus dem Bericht von Pieter Horn:

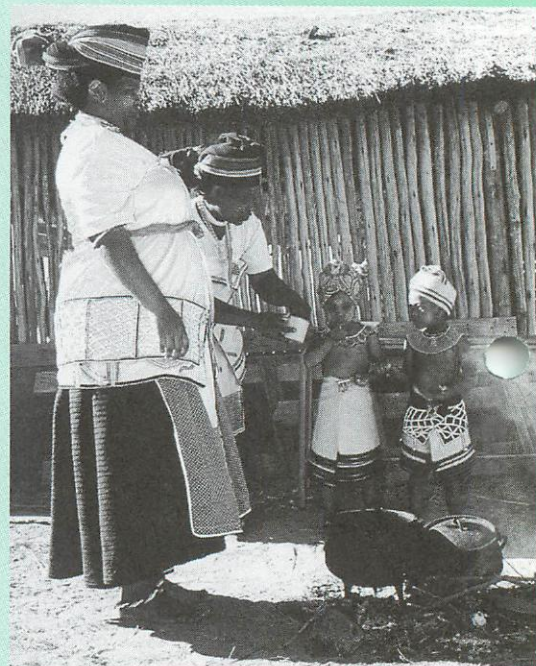
Die Vizebürgermeisterin, Gloria Dlamini, der frühere Bürgermeister Paul van Castle und ein Mitglied des städtischen Entwicklungsausschusses machten sich mit mir auf den Weg für einen 48-stündigen, inspirierenden und lehrreichen Besuch. Nico und Loel Ferreira stellten uns ihren Kollegen von der Stutterheim-Entwicklungsstiftung (SDF) vor und begleiteten uns zur Besichtigung verschiedener Projekte in der Region.

Max July von der SDF empfing uns. Als politischer Aktivist hatte er seinerzeit seine Leute aus den Vorstädten organi-

siert und die Stadt in Aufruhr versetzt – zur Zeit, als Nico Bürgermeister war. Max sprach von Entwicklung als einem fortwährenden Prozess, der mehr von Menschen als von Ressourcen abhängt: «Wie oft steht oder fällt eine Entscheidung, weil jemand der einen oder anderen Partei oder Rasse angehört, nicht aber weil der Beschluss richtig ist. Ein früherer Feind braucht heute nicht mehr ein Feind zu sein...» Interessant, dass die Wirtschaft der Stadt eine jährliche Zuwachsrate von 15% verzeichnet.

Weiter brachte uns der Besuch in Kontakt mit Weiterbildungs- und Erziehungsprojekten und mit dem Vorsitzenden des «Forums», einer monatlichen Versammlung, die allen Bewohnerinnen und Bewohnern offen steht. «Diese Versammlungen hängen nicht davon ab, woher jemand kommt, sondern wohin sie gehen wollen», erläuterte Chris Magwanagwana, der zugleich Bürgermeister der Stadt ist.

(aus South African Newsletter)



Erneut herausgeputzt: diesmal für Gäste aus Mpumalanga

Ostern, persönlich erlebt

Eigentlich wollte ich ja gar nicht besinnlich sein, aber aus irgendeinem Grund hat es mich heute in den Gottesdienst im Altenheim gezogen, wo unser junger neuer Pfarrer heute Dienst hatte. Nach dem sehr festlichen, fröhlich-feierlichen Gottesdienst gestern in unserer sonnenbeschienenen Kirche mit Festchor, viel Weihrauch und lebendig gefüllten Bänken war dies ein wohlthuend nüchterner «Bodenkontakt».

Ich war bestimmt schon seit zwanzig Jahren nicht mehr in einem Altenheim gewesen und hatte schon fast vergessen, was dort geleistet wird. Die Bänke der kleinen, sterilen Hauskapel-

le im Keller blieben weitgehend leer. Die meisten hatten ihre Stühle mitgebracht und im Gang geparkt.

Die anfängliche Frage des Pfarrers, ob er laut genug rede, blieb unbeantwortet. Der anschließende, krummschiefe Gesang liess vermuten, dass der Grund des Schweigens doch nicht Schüchternheit war. Die Verkündigung der frohen Botschaft der Erlösung, der Überwindung des Todes und der Auftrag, auszuziehen und diese zu verkünden, traf, wenn sie denn gehört wurde, sicherlich einen empfindlichen Punkt. Anschliessend der lange Weg durch die verwinkelten Gänge zurück ins Zimmer. Eine Viertelstunde hin, eine

Viertelstunde zurück für eine halbe Stunde Messfeier, die man leider nicht mehr hört, aber erfüllt vom Glauben an die besondere Präsenz Gottes in Brot und Wein, für die sich die Mühe lohnt.

Verwirrte Freundlichkeit («Meine Zimmernummer? Weiss ich nicht, aber sie steht aussen dran.») und bedingungsloses Vertrauen («Ich bringe Sie gerne zurück, aber Sie müssen mir sagen, wo's langgeht, ich kenn mich hier nicht aus.» «Ich mich auch nicht, da können wir ja zusammen gehen.»). Naja, wir haben den Weg trotzdem gefunden, irgendwie.

M.W.

Zweites öffentliches Forum in Kambodscha

Phnom Penh: Unter dem Vorsitz von Chea Vannath, Leiterin des Instituts für Soziale Entwicklung, wurde ein zweites öffentliches Forum über nationale Versöhnung durchgeführt, diesmal in der Hauptstadt Phnom Penh. (In unserer letzten Ausgabe berichteten wir zu diesem Thema unter dem Titel: «Erst der Anfang des Anfangs...», Anm. d. Red.) Es war ein spannungsgeladener Anlass. Einer der Sprecher hatte unter dem alten Regime dreissig Familienangehörige verloren. In der ersten Stunde des Forums referierten achtzehn Personen über die Frage, ob die Roten Khmer für die Greuelthaten während der Zeit ihrer Machtausübung vor Gericht gestellt werden sollten.

Das Forum war eben im Gange, als wir zu viert von Indien her kommend Kambodscha besuchten. Frau Vannath ist zutiefst überzeugt, dass die nationale Ver-

söhnung mit derartigen Gesprächen beginnen muss und ein allfälliges Tribunal bloss die Symptome beeinflussen wird. Sie traf sich mehrmals mit uns, um den notwendigen Heilungsprozess im Lande, Massnahmen zur Eindämmung der Korruption und zur Werte-Erziehung der Studierenden zu erörtern.

In diesen Bereichen ist schon einiges angelaufen. Kassie Neou, Direktor des Instituts für Menschenrechte, der erstmals 1990 Caux besucht hatte, führt Programme in allen 24 Provinzen durch: Menschenrechtskurse für 30 000 Lehrpersonen, Seminare über «saubere Verwaltung» für die Provinzbeamten sowie je eine monatliche Konferenz über die «Kultur des Friedens» in einer Provinz nach der anderen.



Kassie Neou, Direktor des Instituts für Menschenrechte

Mike Brown

Papstbesuch im Heiligen Land – eine Nachlese

Ein Freund machte die Caux-Information aufmerksam auf einen Artikel von Yossi Klein Halevi, der öfters für die Zeitung Jerusalem Report schreibt und derzeit an einem Buch über die drei Religionen im Heiligen Land arbeitet.

In seiner Bewertung des Papstbesuches in *The New Republic* von Anfang April hebt Halevi einen Satz des Papstes in der Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem hervor, wonach Johannes Paul II. sich eine Zukunft ersehne, «wo keine antijüdischen Gefühle unter Christen und keine antichristlichen Gefühle unter Juden herrschen sollen». Zwar könne eine derartige Symmetrie der historischen Sicht nicht standhalten, meint Halevi, gibt aber dem Papst doch grundsätzlich Recht: Juden im Allgemeinen und der jüdische Staat im Besonderen hätten da ein Problem. In den Schulen werde den Kindern anstelle des Pluszeichens im Rechnen ein

umgekehrtes grosses T beigebracht, um die Erinnerung an ein Kreuz zu vermeiden. Sollte ein Hotel in Israel einen Weihnachtsbaum ausstellen, dann könnte es den Verlust seiner Koscher-Zertifizierung riskieren. Die Furcht vor dem Christentum gehe unter gläubigen wie säkularen Israelis gleichermaßen um.

Die ausführliche TV-Berichterstattung über den Papstbesuch war für den Autor fast nicht zu fassen. Das Logo der Sendungen enthielt ein Kreuz; in den Nachrichten war die Rede von der Bergpredigt; Journalisten zitierten das Neue Testament, und die hebräische Presse entdeckte, dass in Israel Mönche und Nonnen leben. «Plötzlich wurde das Christentum Teil unserer Landschaft», schreibt Klein Halevi. In seinem Artikel zeichnet er sodann den weit gespannten Bogen der mannigfachen Meinungen und Reaktionen nach und schliesst mit seinen persönlichen Eindrücken, wie er die Messe unter

freiem Himmel am Ufer des Sees Gennesaret im Fernsehen mitverfolgt:

«Überall flatterten israelische Fahnen; ein israelischer Helikopter flog den Papst zur Stelle. Plötzlich wurde mir bewusst: Ich war Gastgeber einer päpstlichen Messe! Während Zehntausende von Pilgern ihre Fähnchen schwangen, empfand ich unvermittelt Dankbarkeit für Jesus. Der Überlieferung nach gaben die Juden Jesus die Schuld für ihre Leidensgeschichte, aber als Israeli schätze ich ihn dafür, dass er die Christenheit mit meinem Land in Verbindung bringt und dieses Land mit Gebeten bereichert. Meine Gedanken gingen zurück zu jenen säkularen zionistischen Pionieren, den Gründern der Kibbuzim an den Ufern des Sees Gennesaret: Sie hätten wohl kaum ahnen können, dass der Zionismus, indem er Jesus in seiner Heimat willkommen hiess, dem Judentum Heilung bescheren würde.»

Die Kraft der Vergebung

Punkto Vergebung ist mir etwas Seltsames zugestossen, das mir einmal mehr das Gefühl gab, mit meinen innersten Gedanken nicht allein zu sein. Mir kommt vor, ich hätte einen Gesprächspartner, der durch alle äusseren Umstände hindurch ein Zwiegespräch mit mir führt und mich auf seine Art anleitet.

Verzeihen, so scheint mir, ist eine der schwierigsten und befreiendsten Handlungen, die es gibt – die freie Tat schlechthin. Sie unterbricht jene Kette von Ereignissen, die bis ins Unendliche auseinander hervorgehen, und hebt die mechanische Folge von Kränkung und Groll auf. Die Vergebung leitet, vom Nullpunkt ausgehend, eine nicht vorhersehbare Reihe von Handlungen und Reaktionen ein – eine neue Geschichte, die sonst ganz einfach nicht existieren würde.

Angesichts der Wichtigkeit des Themas wollte ich darüber schreiben. Ich fühlte mich im Einklang mit mir selbst. Das Vaterunser konnte ich von Anfang bis Ende hersagen, ohne Schuld noch Schuldiger vor mir zu sehen. Und dann passiert mir im Laufe ein und desselben Sommers dies:

Eines Abends gehe ich ins Theater, um eine belgische Truppe die *Fünf grossen Oden* von Claudel spielen zu sehen, ein Lieblingswerk aus meiner Jugend, für die Bühne bearbeitet. Am Schluss der Vorstellung stosse ich auf eine frühere Bekannte. Sie hat als Botschaftssekretärin die Welt bereist; seit vierzig Jahren haben wir uns nicht mehr gesehen. Es ist ein schöner Abend. Wir beschliessen, ihn auszudehnen und zu Fuss den Quai von Ouchy zu erreichen. Im Lauf des Spaziergangs fällt ein Name: ein vorzüglicher Professor, dem ich viel verdanke, der aber andererseits die Frucht meiner jahrelangen Arbeit beeinträchtigt hat. Ich hatte aufrichtig gemeint, die Dankbarkeit und Bewunderung, die ich ihm bewahrte, hätten meinen Groll und meine Frustration bewältigt. Ich hatte diese sogar vergessen. Und nun ertappe ich mich plötzlich dabei, wie ich die vergangenen Tatsachen wieder aufleben lasse, haargenau und mit um so grösserer Heftigkeit, als meine Gesprächspartnerin teilweise deren Zeugin war. «Wie, Sie sind noch immer gleich weit?», fragt sie mich mit so viel Verachtung in der Stimme, dass mich Zorn und Scham zugleich erfüllt. Was geht das sie an? Ich brauche ihr keine Rechenschaft abzulegen!

Es war wie eine Taschenlampe, die in mir, der Theoretikerin der Vergebung, die hintersten Ecken des Herzens ausleuchtete, um vergessene und immer noch po-

chende Rachsüchte ans Licht meines Gewissens zu bringen.

Zwei Monate später verbrachte ich einige Ferientage mit meinem Mann in einem Hotel, wo ich die Bekanntschaft einer einsamen älteren Engländerin machte. Eines Abends stürzte sie sich buchstäblich auf mich, überbordend vor Begeisterung. Durch einen einzigartigen Zufall war sie im Laufe des Tages einer Frau begegnet, die ich vor meiner Ehe gekannt hatte und der ich anscheinend in bester Erinnerung geblieben war. Ich hüllte mich in Schweigen. Was sollte ich meiner Engländerin sagen? Ich fühlte, wie Groll mich überfiel beim Gedanken an eine Person, die es verstanden hatte, meine Feder geschickt zu ihrem eigenen Vorteil auszunutzen, während sie mein ganzes Vertrauen genoss.

So führten mich im Laufe eines einzigen Sommers, eben als ich von der Vergebung sprechen wollte, zwei zufällige Begegnungen in meine längst vergangene Jugendzeit zurück und legten Rachsüchte bloss, die sich in meinem Innersten eingenistet hatten. Wie lachhaft erschienen sie mir, bei Tageslicht besehen! (...)

«Dich gibt es nicht»

Wie viele andere Frauen dieses Jahrhunderts, so war auch ich lange von Groll erfüllt. Während Jahren war ich meinem Mann bitterböse. Alles, was er unternahm, hatte für ihn etwas Heiliges. Was immer er tat, wurde augenblicklich auf den Sockel des Allgemeinwohls erhoben. Es ging nie um ihn selbst, sondern um eine Aufgabe, der er sein ganzes Wesen widmen musste und gemessen an der ich ganz einfach nicht existierte. Einmal sagte er mir ganz unverblümt bei einer späten Heimkehr, als ich mich über einen Telefonanruf beklagte, den ich zu mitternächtlicher Stunde für ihn erhalten hatte: «Dich gibt es nicht.» Ich war sprachlos. Genau das war es: Ich existierte nicht. Wer von einem Mann betrogen wird, muss schrecklich leiden; aber wer im Namen angeblich heiliger Pflichten bis aufs Mark geleugnet wird, aus völlig gutem Gewissen, den schmerzt dies ebenfalls sehr.

Lange verbarg ich meine Hassliebe. Eines Tages hatte ich den Mut, mit mei-

nem Mann darüber zu sprechen und ihn für meinen Groll um Verzeihung zu bitten. Er wollte nicht begreifen, wollte weder in meinem noch in seinem Herzen herumstöbern; dies schien ihm schädlich. Darauf nahm ich meine Vergebung zurück: «Gib deinen Fehler zu, und ich werde dir verzeihen.» Dies dauerte jahrelang. Ich kämpfte darum, mich von einer Verbitterung zu befreien, die mein Wesen vergiftete und unter der die Kinder litten, weil sie diese ahnten.

Eines Tages schlug mir eine Freundin vor, jegliche Willensanstrengung aufzugeben und mich Gott zu überlassen, damit er mich befreien konnte. Mit meiner Wunde setzte ich mich an den Wegrand und wartete wie der Blinde oder Aussätzig auf, dass Christus vorüberging. Ob es Monate oder ein Jahr dauerte, weiss ich nicht mehr; ich erinnere mich nur, dass ich eines Tages während der Karwoche auf jenes so bekannte, aber an jenem Tag für mich neue, allein an mich gerichtete Wort stiess: «Vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.» Meine bedingte Vergebung machte keinen Sinn. Denn eben gerade weil wir vom Bösen, das wir andern antun, nichts wissen, begehen wir es. Wir verletzen tödlich, meist ohne es zu wissen oder zu wollen.

Der Groll verliess mich, und die geheimnisvolle Kraft, die von einer wahren Vergebung ausgeht, begann ihre Wirkung zu entfalten, ohne dass ich es wusste. Es ist eine geheime Energie, eine klärende Kraft, die wortlos von einer Person auf die andere übergeht und unserem schwachen Fassungsvermögen trotzt. Beide haben wir uns sehr geändert. Mein Herz ist überglücklich – jenseits aller Erwartung. (...)

Krise als Ausgangspunkt

Unsere Leben hängen eins am anderen. Wir sehen uns so, wie wir sind, im Spiegel des je anderen Gewissens, nackt und erkannt, entwaffnet, akzeptiert. Die beiden Spiegel senden einander ihr Bild zurück und schliessen sich einer über dem anderen wie die Muschel über ihrer Perle. Die Gegenwart hat alles zugedeckt, indem sie in ihrer heiteren Fülle die Streitereien, Schwächen, Verletzungen auslöscht, als wäre nichts anderes gewesen als das leise Glück der ersten Zeiten, der Walzermelodien der Jahrmärkte. Doch nicht das Glück hat uns auf immer zusammengeschweisst: Einem Sarg sind wir gefolgt, Hand in Hand, gleichermassen schuldig, in gleicher Weise Opfer, Gebrochene, denen vergeben worden war. (...)

Hélène Guisan-Démétriadès

Ein Paar kann Jahre der Konflikte durchleben, der Spannung, des Grolls, wo es Seite an Seite lebt, getrennt durch einen wachsenden Abgrund – und doch ist die Geschichte nicht unbedingt fertig. Die Krise bedeutet nicht das Ende. Sie kann der Ausgangspunkt eines Wachstums sein, eines Kurswechsels für den einen wie die andere. Die Dauer der Paarbeziehung ist es, welche die Liebe sich abklären lässt und uns lehrt, auf andere Art zu lieben.

Lieben in der Nüchternheit jener Liebe, die das Wohl des anderen will und es versteht, zu dem, was falsch ist, Nein zu sagen und Widerstand zu leisten. Wie sehr zürnen wir dem Mann, in dem wir selbst langsam, aber sicher die Tyrannei genährt haben – aus Vergötterung, aus Feigheit, aus Angst, weniger geliebt zu werden. (...)

Unter dem Sternenhimmel

Die Einheit des Paares gründet sich auf die persönliche Einheit beider. In uns

selbst gespalten, zersplittert, wie wir meist sind, können wir nicht wahrhaft mit einem anderen eins werden. Nur was in sich geeint ist, kann ohne sich zu verlieren in einer grösseren Einheit aufgehen. Wie schwierig ist es, derart zu lieben, ohne auf das innere Diktat zurückzugreifen, auf jene Stimme in uns, welche die Konflikte schlichtet, uns bald Recht, bald Unrecht gibt, zuweilen Recht verschafft und immer die Vergebung nahelegt! Mit welcher Freude und Überraschung entdecken wir nicht am Ende des zurückgelegten Weges den Einzigartigen, Unauffindbaren ganz in unserer Nähe. Es bestehen noch ebenso grosse Unterschiede wie zu Beginn. Doch beim Zählen derselben Sterne hat sich eine tiefe Ähnlichkeit eingestellt, so dass wir den Traum von Ewigkeit, das Einswerden mit dem Geliebten nicht in unsern jungen Jahren mit ihrem Begehren, ihrer Glut und Unbeugsamkeit erreichen, sondern am Lebensabend, wenn wir ohne Schwüre und Phrasen schweigend unter dem Stern-

himmel beieinander sitzen, den Duft der weissen Jasminblüten tief einatmen und Clara Haskil zuhören, die ganz für uns allein spielt, obwohl sie vor vielen Jahren gestorben ist. Eine Tonaufnahme – und schon lebt sie wieder auf, gibt uns Mozart seine Seele preis. Werden denn eines Tages nicht auch wir, die wir als aufgelöste Noten, als einzigartige Melodien aufgenommen worden sind, gleich dem Sternenstaub gemeinsam in Gottes Erinnerung zu neuem Leben erweckt?

Die Autorin kam nach dem 1. Weltkrieg als Kind griechischer Emigranten aus Konstantinopel in die Schweiz. Sie studierte in Lausanne, wo sie sich später verheiratete und wo sie heute noch lebt. Der vorliegende Text ist ein Kapitel aus ihrem Buch *La tierce présence* (Der Dritte im Bunde), das soeben in Russisch erschienen ist (siehe S.16). Der französischen Originalfassung und der englischen Version folgt demnächst die griechische Ausgabe.



... als wäre nichts anderes gewesen als das leise Glück der ersten Zeiten

Zutreffendes durchkreuzen – Marquer ce qui convient Porre una crocetta secondo il caso				
Abgereist Parti	Adresse ungentügend insuffisante indirizzo in- sufficiente	Unbekannt Inconnu Scotto scuito	Annahme verweigert Refusé Respinto	Gestorben Décédé Decesso

CAUX
Information

5-7/00

IN KÜRZE

5-7/00



БИБЛЕЙСКО-БОГОСЛОВСКИЙ
ИНСТИТУТ
СВ. АПОСТОЛА АНДРЕЯ

«Biblich-Theologisches Institut des hl. Apostels Andreas»

Irina Jasikowa, Dozentin für christliche Kultur, meinte zu den neuen Werken: «Es sind Bücher, die das Herz weiterbilden. Wir Russen sind der Ideologien und der Worte überdrüssig. Jedoch besteht ein Bedürfnis nach Büchern, die Lebenserfahrungen weitergeben, die das Einander-Zuhören und das Horchen auf Gott betonen.»

Uganda – Treffpunkt für Afrika

Die diesjährige panafrikanische Konferenz für Moralische Aufrüstung findet vom 30. Mai bis 4. Juni in Kampala statt. Die ugandische First Lady, Janet Museveni, wird die Versammlung eröffnen.

Caux Verlag in Moskau

Trotz einem unerwarteten Winterbruch im Mai erschienen über achtzig Personen zur Lancierung von vier Buchtiteln, welche der Verlag der orthodoxen St. Andreas-Akademie in Zusammenarbeit mit dem schweizerischen Caux Verlag veröffentlichte. Es handelt sich um eine Serie über Besinnung und Horchen, mit Werken von Hélène Guisan (siehe auch Seite 14), Philippe Lobstein, Paul Tournier und Paul Gunder- sen.

Der Anlass fand im Marina-Zwetajewa-Museum statt, welches die grossen Schriftsteller des 20. Jahrhunderts ehrt. Neben einem Porträt des orthodoxen Märtyrerpriesters Alexander Men äusser- ten sich die anwesenden Autoren. Hélène Guisan hob dabei hervor: «Wie können wir Russland je richtig dafür danken, wie es durch seine Kunst und Literatur sein Leiden in Schönheit und Glauben zu übersetzen wusste?»

Ruanda: Monat der Erinnerung

Immer wieder werden zwei ruandische Teilnehmende an den letztjährigen Caux-Konferenzen (siehe auch C.I. 1-2/00) von Personen und Gruppen in ihrer Heimat angesprochen, die sich «eine moralische und geistig-geistliche Entlastung» zu verschaffen suchen.

Im Monat April wird in Ruanda jeweils des grausamen Völkermords von 1994 gedacht. Frauengruppen, Vertreter von Vereinen und Entwicklungsorganisationen, der freien Universität und verschiedener Konfessionen, sowie Per-

sonen aus dem Nachbarland Kongo nahmen an verschiedenen Treffen in der Hauptstadt Kigali teil. Themen dieser Begegnungen sind die Einkehr in der Stille, die Gewissenserforschung und der Erfahrungsaustausch als Weg zu Versöhnung, Entwicklung und Demokratie im Lande. Das Video «Der Zukunft zuliebe» mit dem Thema der Vergebung sowie die im Internet zur Verfügung stehenden Unterlagen über die Arbeit der Moralischen Aufrüstung in andern Ländern und Erdteilen bildeten eine willkommene Unterstützung.

Afrikaner über den Anteil ihres Kontinents am Sklavenhandel

Richmond (Virginia), USA: In seiner Nachrichtenübersicht vom 29. April berichtete der Sender CNN von einem Fest der Heilung in Richmond, an dem eine Delegation aus dem westafrikanischen Benin (ehemals Dahomey) die Rolle ihrer Vorfahren als Verkäufer jener Sklaven bedauerte, die darauf im Hafen von Richmond versteigert wurden. Millionen Menschen fanden so den Weg in die Sklaverei: «Wir schreien um Vergebung» lautete die Überschrift in der Tageszeitung *Richmond Times-Dispatch*; diese zitiert die Worte von Benins Gesundheits- und

Wohnbauminister, der im Auftrag seines Präsidenten Kerekou sprach.

Eine breite Vertretung des schwarzen und weissen Meinungsspektrums des ehemaligen Südstaates Virginia war am Ufer des James-Flusses zur Feier anwesend. Am anschliessenden Bankett sagte die Abgeordnete Viola Baskerville als Vertreterin des *Legislative Black Caucus*: «Dies ist ein Tag der Transzendenz, er eröffnet neue Möglichkeiten. Ihre Echtheit hat uns tief berührt. (...) Gemeinsam können wir aufbrechen, auf Heilung und Frieden zu.»

aus einem Bericht von Rob Corcoran

AZB
6002 Luzern 2
PP/Journal
CH-6002 Luzern